

DER ERZÄHLER

Beilage zum Allenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Mittwoch, den 8. Juni 1932

Nummer 33

Der Wiesenstrauch.

Erzählung von Hans Gassen.

Ein kühler Sonntag stand über Schwaben. Die Schwaben zogen ihre Kreise über Schloß Solitude, durch dessen weit und prächtig sich dehnen Gärten der Marieninspektor Johann Kaspar Schiller in rechtem Feiertags-gehabe schritt. Da und dort schnitt er eine Blume, eine Nelke, ein wenig Gieseler, eine frühe Rose, so daß er bald einen Strauch, wie ein buntes Fäulnis, in der Rechten trug.

Für Frau Elisabeth waren die Blumen bestimmt. Sie sollte eine Freude haben, wenn sie spät am Abend aus Stuttgart zurückkehrte, wo in dieser frühen Morgenstunde unterwegs war, wieder einmal den Sohn zu besuchen, der im strengen Gebundenheit der Akademie des Herzogs lebte.

Freud und rüßig ging sie des Weges, und ihr Mutterherz sang in der Vorfreude auf das Wiedersehen mit dem Kinde um die Wette mit den Vögeln, die aus den Feldern aufstiegen und garblos am Himmel hingen, wie ein Glodenfeld, angehängt zu Gottes Ehre. Fast unbewußt tat Frau Elisabeth das Gleiche, was droben im Park zu Solitude der Herr Inspektor in dieser Stunde tat: Sie pflückte Blumen: alle die garten Gebilde, die auf deutschen Wiesen wachsen und blühen, wenn es Frühling ist und leuchtende Zeit.

Bei jeder Blume, die sich dem Strauch zugesellte, dachte sie an den Sohn. Mit jeder Blüte verband sich eine Bitte für sein Wohlergehen. Der Weg erschien ihr noch nie so kurz wie heute, und so erschrak sie fast, als sie plötzlich vor der Akademie stand und die Wege nach ihrem Begehrt fragte.

„Zu meinem Sohn möchte ich, Herr Soldat“, sagte die stille Frau in unverfälschtem Schwäbisch, „zum Karlskaiser Johann Christoph Friedrich Schiller.“

Da trat der Posten zur Seite und ließ sie ein. Sie schritt durch die hallenden, nährlichen Gänge zur Kammer, wo der Sohn mit Kameraden haufte, die heute auf Urlaub waren.

Mutter und Sohn umarmten sich schweigend. Sie waren ganz still vor Freude, und in Frau Elisabeths Munde auch wieder der Schmerz aufkeimen, als sie den Sohn in der Uniform der Akademie vor sich stehen sah, der Schmerz darüber, daß sie ihren Lebenswunsch nicht begabren müssen, den Sohn einmal als Gefolgsmann auf einer schwäbischen Kanzel predigen zu hören.

Dann aber riß sie sich zusammen. Sie war ja eine tapfere Frau, die das Leid zu bannen wußte: „Wie geht's Fritz? Bist gesund und wohlhabend? Tust allwege Deine Pflicht und vertritt auch nicht den Großen, Ergeben draben?“

Schiller fand immer noch schweigend. Sollte er der Mutter etwas sagen, was er ihr so oft schon anvertraut hatte, daß er unglücklich war, daß er sich nach Freiheit sehnte, um die Flügel gegen zu können, hinaus in Äder und Wälder, weit vom dumpfen, laienenden Gemäuer der Karlschule, die ihm den Atem benahm, die ihn ersticken ließ, ihn und seine leise sich regende Kunst?

„Mein, nein, er wollte schweigen, er freute sich ja, daß sie gekommen war. Und da erzählt sie auch schon von zu Hause, vom Schloß, vom Garten und von den Kindern. Sie packte aus, was sie ihm mitgebracht: ein paar Lebkuchen, eine Glasche Wein.“

Und ganz zuletzt hielt sie ihm den Strauch hin, den bunten Wiesenstrauch. „Verdienter sind dein und dunkler, warmer Anblick, und noch etwas hast du hineingewunden, viele, viele, viele Wünsche für dich von Deiner Mutter. Und wenn der Duft der Blumen um dich ist, dann werde ich bei dir sein und dich stark machen und froh.“

In ein Wasserloch stellten sie den Wiesenstrauch; dann sahen Mutter und Sohn auf den Schmelz der Kammer und hielten innige Zweisprache.

Trommelwirbel. Die Wache trat unter's Gewehr. Schwere Schritte durchdröhnten die Gänge.

Eine rechte Laune des Herzogs, am Sonnabtagsmittag vorzuziehen und die Akademie zu besuchen, nachzuschauen, ob keiner der Jünglinge unerlaubten Besuch habe, ein sogenanntes Freizeitspaziergang und vergnügen.

Die Tür ward aufgetrieben. Mutter und Sohn sprangen auf und neigten sich tief.

Karl Eugen stand vor ihnen: „Verzeihung, ich wollte nicht stören; es ist gut.“ Da fiel sein Blick auf die Blumen, seine Augen verfinsterten sich: „Was soll das, Schiller? Weißt du nicht, daß ich solchen Tand in meiner Akademie nicht dulde, solchen Weiberkraut, der sich für garne Mademoiselles schickt, aber nicht für Männer?“

Und schon schritt der Herzog auf den Strauch zu, ihn zu ergreifen und durchs frühlingsoffene Fenster hinauszurufen.

Da trat Frau Elisabeth ruhig auf Karl Eugen zu: „Verzeihung, Durchlaucht, ich habe die Blumen gebracht; sie sollten meinem Sohn ein wenig Kraft und Freude geben in diesem kalten Räume, in diesem harten Leben.“

„Was unterstehst du dich zu sagen, mir, dem Herzog?“ „Nur das, Durchlaucht, was mir mein Mutterherz zu sagen gebietet, und das kann wohl kein Unrecht sein.“

„Sie ist eine tapfere Frau“, sagte der Herzog leise nach einer Weile des Besinnens. „Nur nicht gewohnt, daß man mit ihr sagt, was man denkt. Stünde besser um mich, wenn's alle so hielten, wie Sie. Bringte Sie Ihrem Sohne Blumen, wann es ihr beliebt? Sie hat Recht, ein wenig Duft und Sonne kann diesen kalten Mauern nicht schaden. Leb' Sie wohl, leb' Er wohl, Schiller, kann stolz sein auf Seine Mutter, hat gewagt, dem Herzog die Wahrheit zu sagen.“

Das wird der Herzog nicht vergessen.

Der schwere Schritt auf dem Gang verhallte. Arm in Arm standen Mutter und Sohn. Im Gange dufteten die Wiesenblumen süß und schwer und sahen im Schein der goldenen hereinflutenden Abendsonne aus wie ein tödlicher, bunter Edelstein, im Grunde der deutschen Heimat gewachsen.

Der rote Adler von Tirol.

Historische Skizze von Karl Beckhold-Trautwein.

Zum Sturm!

Ein junger Bauernbursche hebt ein schweres großes Kreuz hoch. Es ist eine jener holzgeschnittenen Arbeiten, die mit dem Gefühl des einfachen Volksmenschen und mit dem können geistiger Auffassung gefertigt werden. Den Christuskopf krönt eine würdevolle Dornenkrone. Die Stacheln bohren sich tief in die Stirne. Die Augen sind schmerzvoll, und den Mund graben sich furchen bittersten Leidens, und die Backenröten stehen weit aus dem Gesicht hervor. Die Haare fallen wüstig zum Nacken hin. Leidvoll krümmt sich der Oberkörper, und die Füße sind von Schmerzen verzerrt. Mit großen Mühen ist der Christus an das Kreuz geschlagen.

Zum Sturm!

Sinter dem Kreuze trägt ein silberhaarbiger Bauer, vom Jüngling brünet, die Fahne. Ein mächtiges weißes Tuch, auf das ein roter Adler gezeichnet ist. Seine Lösser und Wägen hatten die Fahne gearbeitet. Andreas Hofers schenkte sie dann seinen Getreuen als Sinnbild des Kampfes und des Sieges. Die Wägen, die Fahnenbänder, umklammern

Der Stein im Acker / Skizze von Werner v. Hofal-Reichenstein

Niels Reuter stapfte in der tiefen, feuchten Furche hinter seinem Pfluge her. Er trug die Leine, an der die mageren Gänse mit ihm verbunden waren, lose im Nacken; sie schaukelte bei jedem Schritt gleichmäßig hin und her. Mit dumpfem Pochen schlugen die Hufe die magere Erde.

„Gute Nacht!“ hatte sein verstorbener Vater gesagt. „Auf ihm hing eine neue Weltgeschichte an, als wir vor vierhundert Jahren den letzten Zwingerherrscher erschlugen.“

Ja, Weltgeschichte! Auch er — Niels — hatte ein gut Teil davon erlebt: Krieg und Not, Aufruhr und Unsturz. Er drückte die Griffe des eisernen Pfluges tiefer hinab, so daß die Schollen um einen Zoll tiefer aus dem Streichblett stiegen und sich wie sterbende Leiber auf die Seite wälzten, um plump niederzufallen, die raube Seite nach oben gekehrt.

Unsturz oder Umwälzung mußten wohl sein. Wer verstand das richtig? Was dem Acker ein Jahr war, das war der Welt ein ganzes Jahrhundert. Und alle hundert Jahre kam die Not und ließ etwas Neues geschehen. So stand es im Hundertjährigen Kalender; sie alle glaubten daran.

1813—1814 rechnete Niels und sah die Regenwürmer graulich durchschreiten in ihre Höcher zurückzuden. Sein Urosvater hatte hier schon gepflügt und das gleiche gesehen. Der war zu Gede gekommen und doch wieder verarmt, denn die Franzosen hatten ihn vertrieben und seinen Hof in Brand gesetzt. Er aber war zurückgekehrt und hatte neu aufgebaut.

So waren die Reuter's — sie ließen sich nicht ins Vordere kerkern! Wieviel Jüder Steine hatte er schon von diesem Städtchen Sand abgefahren! Und immer wieder wuchsen neue heraus. Es nahm nie ein Ende. Wahrscheinlich, auch die Steine lebten und hatten ihre Nachkommenschaft. Nichts war eigentlich tot in dieser Welt. Das gab zu denken!

Drüben im angrenzenden Rinderauer müßte sich sein Weib. Tief ins Gefäß der Dunkelblätter gebückt, kloppte sie Nüsse.

Ja, die Steuern! Jahr für Jahr hatten ihnen die Einnahmen die Waage gehalten; das Fingergeld schwante bedenklich hin und her, aber es hielt doch die Waage. Jetzt aber war die Ernte schlecht gewesen; statt des Weizens lag dümpe Spreu auf der Tenne, und in den Scheuern roch's nach faulem Stroh. Die Gemeinheit war verregnet, und dem Grammat war es nicht besser ergangen. Das Vieh magerte, die Milch verfiel. Der nächste Steuerzettel kam als Todesurteil ins Haus, und man mußte verkaufen, was man von den Vätern erbt, um in fremden Dienst zu gehen... oder —

Niels Reuter wußte sich freizugehen das Schweiß von der Stirn. Wäre ergriffen die Pflugscharen und trieb seine Gänse an. Vollernd führten die Schollen. Dann und wann schlug ein Stein hell an das Streichblett an, hob sich wiegend aus dem Grund und blieb auf dem Kamm der Furchen liegen. Die wunde Erde rauchte leise in der kühlen Luft, und der wunde Acker schloß sich her mit dem Aroma des entwurzelten Unkrauts. Dann und wann strich der Wind den beizigen Schweißgeruch der Pferdeleiber dem Bauern ins Gesicht. Es war nicht schön zu denken, daß nachhins hier ein Fremder fuhr und Brot aus diesem Acker gewann.

Niels Reuter pie aus. Nein! Er würde das nicht überleben, er, Niels Reuter, nicht; lieber sich selber ein Grab graben mit dem eigenen Pflug! Immer tiefer würde er den Boden ausfrachten und endlich sein, wiewohl in der gleichen Furche auf- und niederfahren, bis sie einen breiten, knetpfeifen Graben glich. In den würde er sich hineinlegen, knetpfeifen Graben glich. In den würde er sich hineinlegen, knetpfeifen Graben glich.

den Fahnenstiel. Wild flattert die Fahne im Vorwärtstürmen. Der Adler fliegt den Kämpfern voraus.

Zum Sturm!

Andreas Hofers mächtige Gestalt reckt sich aus den Reihen empor. Seine Augen sind bald auf das Kreuz, bald auf den roten Adler gekehrt. Siegesbeifend flattert immer noch die Fahne. Da führt er zusammen, dort bricht er zu Boden, hier schreit er seine Schmerzen in den Kampf auf hinein, dort drücken liegt er verwundet hinter einem Baumstumpf und schreit unaufhörlich — trotz der heftigen Wunden. Diefem fliegt das Blut über das Gesicht, aber seine Hände halten die Augen frei und seine Füße tragen ihn nach vorwärts. Wie ein Orkan fliegt ein Lied aus den Vorwärtstürmen empor. Immer schneller reißt sie dieses Lied vorwärts. Senen, Wädeln, alte Schwerter und Beile glitzern in der Sonne. Tausende von Schüssen klingen an den Bergwänden und in den Hochwäldern wider. Wie eine Lawine braust der Sturm der Bauern heran. Wägen stürzen fallen, Hunderte stürzen wieder nach. Dort wankt die Fahne. Ihr Träger ist getroffen. Andreas Hofers hebt die Fahne hoch. Jubelnd droht ein Kampf auf. Andreas Hofers trägt den roten Adler von Tirol. Schneller wird der Sturm, rasender der Kampf. Andreas Hofers Arm senkt sich, ein anderer Kämpfer springt vor und reißt mit der Fahne weiter. Ein junger Bauernsohn hält nun die Fahne! Der alte Hofers und der junge Bauer — Alter und Jugend zusammengegriffen. Wieder packt alle die Begeisterung. Die Fahne taumelt nun in der Nahkampfhinein. Feindliche Hände rasen nach ihr, aber die gefunden Bauernhäute zerhacken jeden, der nach dem roten Adler greift. Der Kreuzträger ist längst — weit hinten — verblutet. Das Kreuz trägt ein anderer. Kreuz und Fahne. Immer wieder bilden die Augen zu diesem Symbol empor.

Der Nahkampf tobt und wogt. Der Feind muß weichen, er flüchtet die Gänge hinter. Dort drüben wird noch um einen Hochwald gerungen, dort brennt eine Almhütte lichterloh, hier kämpft man um einen Felsen. Aber unaufhaltsam bricht die Lawine der Tiroler Bauern nach vorn. Und als der Feind auf der ganzen Linie in wilder Flucht dahinstürzt, gebietet Andreas Hofers Einhalt. Da steht der junge Bauernsohn mit dem schweren großen Kreuz in blutigen Händen. Andreas Hofers Augen leuchten ihm dankbar entgegen. Viele, viele sind hinten im Walde geblieben. Tot oder im Todeskampf.

Wo ist der Fahnenträger? Hat man ihn erschlagen? Wurde ihm die Fahne genommen? Der rote Adler von Tirol in Feindeshänden? Bevor die Dämmerung hereinbricht, wird das Schlachtfeld nach Verwundeten abgesehen. Unter einer Felswand finden die Sanitarer einige fahnenbunden Verwundeten. Sie heben ihn hoch, aber er läßt sich nicht hochheben. Seine Hände krallen sich in den Boden, seine Füße beissen sich darin fest.

Wir wollen Dir helfen. Wir sind ja Deine Freunde. Wir sind ja Tiroler. Aber der Verwundete muß von schwerem Fieber befallen sein. Er röhrt die Antwort mühsam hervor: „Ihr seid Feinde. Laßt mich hier liegen und sterben.“

Wir sind doch Deine Freunde. Reimnisch, Deine Freunde sind wir... Sie versuchen es noch einmal, den am Boden Liegenden

vor die Knochense, und ihnen ein letztes „Hilf!“ zuzurufen, daß sie ihn zudecken. „Die Straßen Gänse“, mit der eigenen Scholle. Nacht für Nacht wollte er dann mit seinen verstorbenen Vätern über den Acker gehen und im Hofe Umgang nehmen. Niels Reuter lachte grimmig auf. Er hielt an und stellte den Pflugbaum tiefer, fuhr weiter und wühlte toten Boden auf.

Da plötzlich frachtete das Scher, der Pflug bäumte sich hintauf und sprang aus der Furche; die Pferde standen im Au. Des Bauers warf den Zügel ab und unterlachte lachend den Grund. Das war kein gewöhnlicher Feldstein! Die Platte lag breit; er konnte zu keiner Kante gelangen. Der Pflug hatte nur eine ragende Ecke gefaßt und war daran abgesprungen. Jetzt griff er sie und versuchte den Stein zu rücken; doch vergeblich — er wich um keinen Zoll.

„Die Hade!“ rief er seinem Weib zu und führte die Pferde beiseite. Nun kam ein Gedanke! Ein Stein von drei bis fünf Zentnern konnte sein Grabstein werden.

Er nahm seinem Weib die Hade ab und begann zu roden, während die Pferde längs des Raines zu großen angingen. Einmal dachte er den Rücken des Steinblocks ab. Eine Felsplatte aus rotem Buntsandstein trat hervor, prägend in den Boden verfunken; es währte lange, bis er die andere Ecke fand. Er geriet in Eifer. Hatte er einmal begonnen, so wollte er auch enden.

Die Mittagsglode schlug, sein Weib ging mit mahnendem Zuruf heim. Er achtete es nicht. Hart klagen seine Schläge durch die Furchen; das Echo trug sie verdoppelt vom fernen Wald zurück. Frähen stoben aus der Hade, Sandkörner und Stein splitter spritzten ihm in den Mund. Er spuckte in die Hände aus und hieb nur um so fester zu. Dann und wann freiste ein Bauer, von der Mittagsrast kommend, an seinem Wert vorüber und suchte die Aeheln. „Wirst einen Steinbruch eröffnen“, lachte der fette Müller, dem's an nichts gebrach, „bringst viel leicht Geld!“ Er antwortete nicht. Je tiefer die gekunkelte Seite des Steines in den Boden hinabführte, um so wütender schlug er auf ihn ein. Sein Weib kam abermals herauf und stellte ihm einen Korb Effens hin. Er rührte es nicht an. „Führ die Pferde heim!“ befahl er. „Der Trummer ist gar tief!“

„Für wen willst Du ihn roden, Niels?“ „Für mich!“ polterte er. „Für mich und keinen andern!“

Gegen Abend kam sein Weib abermals, diesmal ein gut Stiel langamer, sich dann und wann die Augen wischend. „Tal. Vom Finanzamt!“ sagte sie dumpf und legte einen Zettel auf seinen abgeworfenen Stiel, beschwerte ihn mit einem Steinchen. „Schon gut!“ nickte er und verdoppelte seine Schläge. Er stand nun bis an die Knie im Grund und hatte die forgeräumte Erde wie einen Burgwall um sich aufgeschichtet. „Hol mir die Pferde und geh ihnen die Ketten an!“ befahl er barisch.

„So lies doch!“ schluchzte sie und wies mit dem Fuß nach dem Stein. „Gernach!“ sagte er und fragte gierig am Stein. Die Frau führte die Pferde herbei. „Es wird bald nachhien!“ sagte sie. Er wollte müde. „Läß mich allein!“

Ueber ihm hing der Himmel kalt und klar. Ein Stern bligte darin auf. Die Pferde schnappten schreckhaft in die Luft, als witterten sie das Unheil. Er wachte ja, was auf neuen weißen Zettel geschrieben stand, den seine Frau dort neben ihn hingelagert. Es war sein Todesurteil, die letzte Mahnung vom Amt. Seine armen Kinder! Einen Knecht zum Vater haben, der sie betteln sollte, um zu vier satt zu werden, nein! Da war das Waisengeld besser, das ihm der Staat schuldlos blieb, nachdem er ihm Gut und Leben geraubt.

hochzuheben. Er schlägt mit den Füßen aus. Da packen ihn die Sanitarer, zerren ihn hoch und schreien ihm an: „Wir wollen Dir helfen. Du verblutest ja...“ Und als sie ihn endlich emporheben können, sehen sie die Fahne mit dem roten Adler.

Und nun wissen sie, warum der Verwundete sich nicht helfen lassen wollte. Er hatte in seinem Fieberwahn geglaubt, Feinde suchten ihn von der Fahne wegzuzerren, die er mit seinem Körper bedeckte. Lieber auf ihr sterben als irgendwo gehen!

Als die Sanitarer die Fahne vom Boden wegheben, erkennen sie, daß der rote Adler um vieles dunkler geworden ist. Sie legen das Tuch über den Verwundeten und tragen den Felden zum Verbandspis. In der Ferne leuchten die Berge im Abendglühn. Rot steigen die Felsen zum Himmel.

Das Seil.

Novelle von Alexander von Keller.

Die Ereignisse, die sich seinerzeit in Frankreich abspielten, beschäftigten längere Zeit hindurch die Seelenforschungsgesellschaften in London und Baltimore, obwohl es viele Skeptiker gab, die über alles die Köpfe schüttelten und mehr oder weniger geistreiche Bemerkungen machten. Daß aber Johannes Hansen durch eine Bemerkung und mit einer etwas eigenartigen Geste Clarence Hillerth das Leben rettete, darüber kann es heute keinen Zweifel geben. Nur die Gründe waren dem jungen Mädchen damals noch unbekannt.

Clarence Hillerth war die Tochter des berühmten amerikanischen Bankiers Nathaniel Hillerth, dem Frankreich die Rettung des Franken verdankt, ein schönes junges Mädchen mit einer empfindlichen Seele und einem wundervollen Körper. Sie war nach Paris gekommen, um einige Bilder zu kaufen und sich an der Venus von Milo satt zu sehen. Zwischen durch besuchte sie Notre-Dame und einige bekannte Hellscherinnen, die im Ruf standen, von geheimen Dingen mehr zu wissen als Madame Curie und die vierzig Unsterblichen, und nahm den Zauberspruch mittelalterlichen Wostit begierig in sich auf. Die bewundernden Blicke der Männer ließen sie kalt. Sonst hatte sie regelmäßig im Hotel verbracht, ihre Thren nach den Bewohnheiten der jungen Dame zu richten.

Schon ihr Zimmer an der Vorderfront waren, nahm sie stets den zweiten Aufzug, der etwas im Dunkel lag, und hier bemerkte sie zum erstenmal Johannes Hansen. Er wartete ihr bewundernde Blicke zu und bemerzte sich auf jede nur mögliche Art, ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Und das war anfangs ganz vernünftig, denn Johannes Hansen war ein hübscher junger Mann mit einem gebräunten Sportgesicht und wundervollen Zähnen. Seine Bewegungen waren die eines gewiegten Dichters und seine Kleidung gewöhnt und geschmackvoll. Das Mädchen aber schien all das nicht zu bemerken und zu würdigen.

Einmal sprach er sie im Lift an, als sie gemeinsam aufwärts fuhr. Als der Wagen infolge eines kleinen Betriebsfehlers stehengeblieben war, nahm Hansen die Gelegenheit wahr und stellte sich vor, was ihm Clarence

Hillerth, trotz ihrer ausgesprochen englischen Lebensweise, nicht übernahm. Hansen machte einige treffende Bemerkungen über das Hotel und über Paris, die das junge Mädchen zum Lachen brachten und warf dann einige Worte über Frau Godard dazwischen.

Diese Frau war jene Dame aus der Rue de Rivoli, die in ihren zahlreichen Besuchen den Glauben zu wecken wußte, sie hätte mit dem Teufel und ellißen Erzeugeln besondere Verträge geschlossen.

„Ich stehe solchen Dingen nicht ungläubig gegenüber“, sagte Johannes Hansen ernst, „denn es gab Ereignisse in meinem Leben, die nach naturgesetzmäßigem geschehen. Ich glaube, ich habe selbst gar geheimer Fähigkeiten.“ Und er traf mit fast hellseherischer Sicherheit den richtigen Ton.

Aber das war auch alles. Seine zahlreichen Versuche, sich dem Mädchen in irgendeiner Form zu nähern, mißlangen kläglich, und eine gewisse Verweigerung nahm den jungen Mann gefangen. Johannes Hansen wechselte um die Zeit seinen letzten Tausendfrankenschein, und das riesige Vermögen Hillerths schwand wie eine lodende Fata Morgana über der Wüste seines Lebens.

Sonnabend mittag kam Clarence Hillerth, wie gewohntlich, zum Aufzug, der sich gerade in einem tieferen Stockwerk befand — das Hotel hatte auch unter der Erde einige Stockwerke — und als der Wagen kam, konnte man die Tür nicht gleich öffnen. So vergingen einige ungeduldige Minuten.

Plötzlich — in der herrschenden Dunkelheit war es nicht zu entdecken, woher er gekommen war — stand Johannes Hansen neben dem jungen Mädchen. Er war totenbleich, und seine Augen brannten. Als der Junge endlich die Tür aufbekam und Clarence im Begriff war, den Wagen zu betreten, fuhr die Hand Hansens blitzschnell vor und riß sie fast roh zurück. „Ich bitte Sie inständig, nicht zu fahren...“ murmelte er hastig, „mir abt etwas Furchterliches... wenn Ihnen das Leben lieb ist, bleiben Sie...“

Viele junge Mädchen hätten den Mann, der so geheimnisvoll tat, gewiß ausgelacht und ihm den Rat gegeben, schlafen zu gehen. Aber auf Clarence Hillerths Seele blieb dieser geheimnisvolle Wink nicht ohne Wirkung. Ihr schönes Gesicht zeigte wohl noch Spuren von Entsetzen und Verunsicherung, aber ihre Stimme klang nicht sehr tief, als sie weitere Erklärungen forderte. Und Johannes Hansen gab die Erklärungen. Er brachte viele Dinge durcheinander, während neue Gäste kamen und den Lift bestiegen, der sich leise nach oben in Bewegung setzte. Und dann — gefaßt das Schreckliche.

Der Wagen mochte ungefähr das dritte Stockwerk erreicht haben, als etwas Klaffend durch den Schacht herabkam. Einen Augenblick später erscholl ein dumpfes Sausen, und dann folgte der Wagen...

In einer leichten grauen Rauchwolke prasselte er vorüber, und als er in der Tiefe verschwand, konnte man durch die vorbeihuschenden Fenster einen Augenblick verzerrte Gesichter und lebend ausgefrachte Hände sehen... Das Seil den Tod, der Führer verlor den rechten Fuß, und Clarence Hillerth lag ohnmächtig in Johannes Hansens Armen...

Als sie endlich zu sich kam, überlegte sie lange und gemessen alle Ereignisse. Zwei Tage später verlobte sie sich mit Johannes Hansen und heiratete ihn bald darauf.

Witwen- und Waisengeld — das mußte das Amt wenigstens betrauern, haba, gefehlt!

Er erhob sich. Nun wollte er die Kette um die obere Hälfte der Steinplatte schlingen, die Pferde vorspannen und sich mit drohender Reife zwischen sie und den Stein stellen. Der mußte dann mannsstark aufstehen und ihn erschlagen. So waren Totengräber und Sarg gepart. Der Grabstein konnte man wohl enträuten. Der Volksmund würde es schon zu allen Zeiten herumreden, wer hier im Steinader begraben lag; Häufte würden sich ballen im Vorübergehen, und einst würde sein Tod gerächt!

Er raffte sich auf, griff nach der Kette und legte sie rasch über der scharfen Kante des Steines um. Dann hing er die Waage an und spannte die Pferde ein.

„Hilf!“ rief er heiser in die Dunkelheit und knallte gellend mit der Peitsche. Die Pferde setzten an, prallten klirrend zurück, stiegen abermals vor und begannen zu steigen, steil, unheimlich gen Himmel drohend. Dann fielen sie nach hinten in die Knie, richteten sich auf und standen schraubend.

Niels Reuter stemmte sich in dem Grund und zitterte am ganzen Leibe. Unter ihm hatte sich die Erde geregelt, als wollte sich ein Zoter aus ihr erheben. Sein Haar sträubte sich. Ihm war, als habe er ein Stöhnen gehört. Wachte der letzte Zwingerherrscher wieder auf und wollte sich am letzten Reuter rächen?

Ein feines Klackern weckte ihn aus der Erstarrung und löste seine Sinne zu angstvoller Hellhörigkeit. Sein verstorbener Vater hatte eine alte Talerkette gehabt, die klinkerte im gleichen silberfarbenen Ton, wenn er die stolze Uhr zog, um nach der Zeit zu sehen. Von Urahn zu Urahn war sie vererbt worden. Er, Niels, aber hatte sie seinem Vater mit ins Grab gelegt. „Vater!“ bebot er und wagte sich nicht umzusehen. Da zogen die Pferde mit neuen Kräften an und rüdten den Stein zur Seite. Niels vernahm ein Krächzen, als riebe sich Stein an Stein, und dann wieder jenes fieberhafte Klackern.

Da sprang er vom Stein herab, auf dem er einen Schritt weit gefahren war, und tappte mit gespreizten Fingern in das gähnende Erdloch, das sich unter ihm auftrat. Er ließ auf einen Kasten, hart und scharf, sich die Knochel runden an eisernem Beschlag. Zitternd strich er ein Bündel an, noch eins — ein ganzes Bündel flammte auf. Er sah eine kleine Truhe, schwer beschlagen, auf deren Deckel, mit Nägelgruppen eingeklemmt, die Jahreszahl 1806 zu lesen war.

Sattig raffte er einen Bären aus dem Kasten und entzündete ihn. Bald hand er in lobendem Feuerstein und ließ mit blinder Hade auf den Deckel des Kastens ein, den er verträumerte. Er kniete nieder und hob eine Faust voll Silberalter aus, lauter alte Reichthümer mit eingepagelten Fürstentümern, wie sie an des Vaters Urtheile gegangen. Und seitlich in einem geforderten Fach bligten Louisdors, sauber in Rollen gefestigt, drei Stangen in parallelen Schichten.

Wie im Traum packte der Bauer seinen Fund zusammen. Er schaute sich um und blickte zum Himmel auf. Troben stimmten kalt und fern die uralten Sterne. Kopfweh und wach er den Steuerzettel ins Feuer und sah zu, wie er langsam verglomm. Dann trug er den Kasten hinter den schreitenden Pferden zu Tal, seinem geretteten Hofe zu.

Seit jenem Tage pflügen die Bauern in dieser Gegend sehr tief, und das Land gewinnt an Fruchtbarkeit. Inmitten des Dorfes aber steht der rote Stein des Niels Reuter. Man hat ein Kriegerdenkmal daraus gefertigt und ihm die Namen der Gefallenen eingemeißelt, die eine harte Zeit begrub.

Silberth, trotz ihrer ausgesprochen englischen Lebensweise, nicht übernahm. Hansen machte einige treffende Bemerkungen über das Hotel und über Paris, die das junge Mädchen zum Lachen brachten und warf dann einige Worte über Frau Godard dazwischen.

Diese Frau war jene Dame aus der Rue de Rivoli, die in ihren zahlreichen Besuchen den Glauben zu wecken wußte, sie hätte mit dem Teufel und ellißen Erzeugeln besondere Verträge geschlossen.

„Ich stehe solchen Dingen nicht ungläubig gegenüber“, sagte Johannes Hansen ernst, „denn es gab Ereignisse in meinem Leben, die nach naturgesetzmäßigem geschehen. Ich glaube, ich habe selbst gar geheimer Fähigkeiten.“ Und er traf mit fast hellseherischer Sicherheit den richtigen Ton.

Aber das war auch alles. Seine zahlreichen Versuche, sich dem Mädchen in irgendeiner Form zu nähern, mißlangen kläglich, und eine gewisse Verweigerung nahm den jungen Mann gefangen. Johannes Hansen wechselte um die Zeit seinen letzten Tausendfrankenschein, und das riesige Vermögen Hillerths schwand wie eine lodende Fata Morgana über der Wüste seines Lebens.

Sonnabend mittag kam Clarence Hillerth, wie gewohntlich, zum Aufzug, der sich gerade in einem tieferen Stockwerk befand — das Hotel hatte auch unter der Erde einige Stockwerke — und als der Wagen kam, konnte man die Tür nicht gleich öffnen. So vergingen einige ungeduldige Minuten.

Plötzlich — in der herrschenden Dunkelheit war es nicht zu entdecken, woher er gekommen war — stand Johannes Hansen neben dem jungen Mädchen. Er war totenbleich, und seine Augen brannten. Als der Junge endlich die Tür aufbekam und Clarence im Begriff war, den Wagen zu betreten, fuhr die Hand Hansens blitzschnell vor und riß sie fast roh zurück. „Ich bitte Sie inständig, nicht zu fahren...“ murmelte er hastig, „mir abt etwas Furchterliches... wenn Ihnen das Leben lieb ist, bleiben Sie...“

Viele junge Mädchen hätten den Mann, der so geheimnisvoll tat, gewiß ausgelacht und ihm den Rat gegeben, schlafen zu gehen. Aber auf Clarence Hillerths Seele blieb dieser geheimnisvolle Wink nicht ohne Wirkung. Ihr schönes Gesicht zeigte wohl noch Spuren von Entsetzen und Verunsicherung, aber ihre Stimme klang nicht sehr tief, als sie weitere Erklärungen forderte. Und Johannes Hansen gab die Erklärungen. Er brachte viele Dinge durcheinander, während neue Gäste kamen und den Lift bestiegen, der sich leise nach oben in Bewegung setzte. Und dann — gefaßt das Schreckliche.

Der Wagen mochte ungefähr das dritte Stockwerk erreicht haben, als etwas Klaffend durch den Schacht herabkam. Einen Augenblick später erscholl ein dumpfes Sausen, und dann folgte der Wagen...

In einer leichten grauen Rauchwolke prasselte er vorüber, und als er in der Tiefe verschwand, konnte man durch die vorbeihuschenden Fenster einen Augenblick verzerrte Gesichter und lebend ausgefrachte Hände sehen... Das Seil den Tod, der Führer verlor den rechten Fuß, und Clarence Hillerth lag ohnmächtig in Johannes Hansens Armen...

Als sie endlich zu sich kam, überlegte sie lange und gemessen alle Ereignisse. Zwei Tage später verlobte sie sich mit Johannes Hansen und heiratete ihn bald darauf.

Silberth, trotz ihrer ausgesprochen englischen Lebensweise, nicht übernahm. Hansen machte einige treffende Bemerkungen über das Hotel und über Paris, die das junge Mädchen zum Lachen brachten und warf dann einige Worte über Frau Godard dazwischen.

Diese Frau war jene Dame aus der Rue de Rivoli, die in ihren zahlreichen Besuchen den Glauben zu wecken wußte, sie hätte mit dem Teufel und ellißen Erzeugeln besondere Verträge geschlossen.

„Ich stehe solchen Dingen nicht ungläubig gegenüber“, sagte Johannes Hansen ernst, „denn es gab Ereignisse in meinem Leben, die nach naturgesetzmäßigem geschehen. Ich glaube, ich habe selbst gar geheimer Fähigkeiten.“ Und er traf mit fast hellseherischer Sicherheit den richtigen Ton.

Aber das war auch alles. Seine zahlreichen Versuche, sich dem Mädchen in irgendeiner Form zu nähern, mißlangen kläglich, und eine gewisse Verweigerung nahm den jungen Mann gefangen. Johannes Hansen wechselte um die Zeit seinen letzten Tausendfrankenschein, und das riesige Vermögen Hillerths schwand wie eine lodende Fata Morgana über der Wüste seines Lebens.

Sonnabend mittag kam Clarence Hillerth, wie gewohntlich, zum Aufzug, der sich gerade in einem tieferen Stockwerk befand — das Hotel hatte auch unter der Erde einige Stockwerke — und als der Wagen kam, konnte man die Tür nicht gleich öffnen. So vergingen einige ungeduldige Minuten.

Plötzlich — in der herrschenden Dunkelheit war es nicht zu entdecken, woher er gekommen war — stand Johannes Hansen neben dem jungen Mädchen. Er war totenbleich, und seine Augen brannten. Als der Junge endlich die Tür aufbekam und Clarence im Begriff war, den Wagen zu betreten, fuhr die Hand Hansens blitzschnell vor und riß sie fast roh zurück. „Ich bitte Sie inständig, nicht zu fahren...“ murmelte er hastig, „mir abt etwas Furchterliches... wenn Ihnen das Leben lieb ist, bleiben Sie...“

Viele junge Mädchen hätten den Mann, der so geheimnisvoll tat, gewiß ausgelacht und ihm den Rat gegeben, schlafen zu gehen. Aber auf Clarence Hillerths Seele blieb dieser geheimnisvolle Wink nicht ohne Wirkung. Ihr schönes Gesicht zeigte wohl noch Spuren von Entsetzen und Verunsicherung, aber ihre Stimme klang nicht sehr tief, als sie weitere Erklärungen forderte. Und Johannes Hansen gab die Erklärungen. Er brachte viele Dinge durcheinander, während neue Gäste kamen und den Lift bestiegen, der sich leise nach oben in Bewegung setzte. Und dann — gefaßt das Schreckliche.

Der Wagen mochte ungefähr das dritte Stockwerk erreicht haben, als etwas Klaffend durch den Schacht herabkam. Einen Augenblick später erscholl ein dumpfes Sausen, und dann folgte der Wagen...

In einer leichten grauen Rauchwolke prasselte er vorüber, und als er in der Tiefe verschwand, konnte man durch die vorbeihuschenden Fenster einen Augenblick verzerrte Gesichter und lebend ausgefrachte Hände sehen... Das Seil den Tod, der Führer verlor den rechten Fuß, und Clarence Hillerth lag ohnmächtig in Johannes Hansens Armen...

Als sie endlich zu sich kam, überlegte sie lange und gemessen alle Ereignisse. Zwei Tage später verlobte sie sich mit Johannes Hansen und heiratete ihn bald darauf.

Dann ging sie daran und begann lange und inhaftliche Briefe an die Seelenforschungsvereine in London und Baltimore zu schreiben, obwohl sich ihr Mann mit allen Kräften dagegen wehrte, und erbot sich, jeden Beweis für ihre Behauptungen zu stellen.

Genau zwei Jahre später kam Johannes Hansen nach Europa zurück. Er sah äußerst gepflegt aus, und die Milionen seiner Frau schienen ihm gut zu bekommen; aber Europa verschloß ihn.

Sechs Monate lang hörte Clarence nichts von ihrem Mann. Sie selbst befand sich auf einer Südpolreise, und Hansen schrieb niemals.

Als sie zurückkehrte, fand sie eine Menge Briefe vor. Ein Schreiben aber ließ sie an allen Dingen des Lebens zweifeln und stürzte sie in Elend und Verzweiflung. Der Brief lautete: „Ich habe damals das Ziel des Auftrages im Hotel abgeschlossen. Ich wußte mit kein anderes Mittel mehr, um Dich zu erringen. Deine Briefe an die beiden Gesellschaften haben die Polizei auf meine Spur geführt... Johannes Hansen.“

Und darunter stand von einer festen, harten Hand: „Geschrieben am Vorabend der Hinrichtung in Paris.“

Der Feuerfresser.

Eine Räubergeschichte von Max Geisler.

Es mochte Sommer oder Winter sein — ein Feuerchen kochte der Rabe Tschoderle immer zu finden; entweder draußen im Walde bei den Holzleuten oder in einem Berglof, wo die Bäuerin Kaffee gebrannt hatte und in dem Häuschen der Trommel die Kohlen fachte verglühten. Manchmal spazierte er sogar in die Küche zum offenen Herdfeuer — wenn gerade niemand dabei war.

So ließ hatten ihn die Holzarbeiter gemacht, die ihm immer etwas von ihrem Essen abgaben, eine Wursthaut oder eine Käsebinde, wenn ihnen Tschoderle seine Kunststücke gezeigt hatte. Sie schenken bei der Mahlzeit um ein Scheitfeuer und trösteten ihn ein paar Erdäpfel, die er vom Rande des Brandes wegnahm. Funken stoben dabei, Flämmlein hüpfen auf, fingerlange kleine Finger, die fachte er in der Luft und schlang sie hinunter. Ungeheuren Spaß machte ihm das.

Nun, Tschoderle war längst nicht der einzige in seiner Sippe, der dies Fackelspielen fertig brachte; aber er betrieb das Feuerfressen aufschmerzend. Er stürzte sich in Flämmlein empor, daß es aufstieg wie ein goldroter Schmetterling, dann schlang er es in sich hinein und sagte: „Quart!“

Daran verlustigten sich die Waldeute über die Mähen. Tschoderle brachte mit ihnen, wenn sie sich dankbar erwießen, auch eine Art Klauerei in Gang, unterhaltend und herbstlichmüßig; aber nur, wenn die Leute sich ihm gegenüber keine plumpen Vertraulichkeiten erlaubten. Strenge nämlich einte die Hand nach ihm aus — und wäre selbst eine Wurstschale darin gewesen! — dann hüpfte er zur Seite und sagte etwas, das klang beinahe wie „Schafstopf!“

Auch wenn die Leute schon wieder bei der Arbeit waren, besah er sich mit dem Verstand, in dem sie den Klotzpfosten hatten. Dieser kümmerte ihn jedoch nicht, sondern er gaulte mit den glühenden Holzstücken, fing sie mit dem Schnabel aus der Luft, fragte Feuer.

Wieder einmal war er draußen bei den Waldeuten gewesen, da verfuhr er noch auf dem Bergbauern zu finden. Kröpfung, die er schon dämmrig wurde, flog er gleich hin und betrachtete sich zunächst vor einem Baum aus die Lage der Dinge. Er sah, daß eine Woge aus dem Keller kam, der trug einen vollen Erdäpfelkorb und eine Transe. Ein Flämmchen flackerte am Dache, der Wind wadete damit; die Woge setzte das Flämmchen neben den Korb vor die Tür und ließ die Treppe wieder hinunter.

Tschoderle stellte gleich scharf auf das verheißungsvolle Flämmchen, und als die Woge außer Sicht war, schwang er sich im Geleitzug hinab. Nun ein hüpfen zu spielen gedachte er. Er geriet an dem goldenen madernden Dache, und plötzlich hatte er den Dacht im Schnabel, den brennenden Dacht, ha! und trug ihn auf dem schmalen Strohdach unter dem Vorsprung des Scheundachs.

„Na“, dachte die Woge, die inzwischen heraufgekommen war, „ich hatte das Flämmchen doch ganz ordentlich hingestellt, und jetzt liegt es da?“

Sie betrachtete sich; dann wuchtete sie mit den Erdäpfelkörben und dem leeren Strohdach von hinten.

Den Tschoderle konnte sie nicht leben. Der meiste auf dem Strohdach ein hüpfen mit seiner goldenen Bettche. Auf einmal glühte das Dache, kriegte feurige Zungen, zwei, drei, eine ganze Menge, damit blickte es den Tschoderle an. Erst hüpfte der dazwischen herum — es war ein Hauptpreis. Dann aber...

Es kam die Nacht und fiel ins Feuer, fiel auf brüllendes Vieh, auf schreiende Menschen, auf rasende Fußtritte, heraufstehende Spritzen. Der Wind sah im Feuer.

Der Rabe Tschoderle hatte sich da längst davongemacht. Er betrachtete dies Schauspiel aus seiner Wohnung in der hohen Berggasse.

Das Abtreibung des Teufels.

Erzählt von A. Diez, Langhammer.

Die gesamte Schutzmannschaft versprach sich von diesem neuen Inspektoren nichts Gutes. Denn er sollte einer von jenen sein, die zwar noch nie ihre Nase nach Südafrika hineingesteckt hatten und doch alles besser wußten — vielmehr zu wissen glaubten — als die altgedienten Konstabler.

Zufällig hatte der neue Bese die feste Aufsicht, einmal gründlich zu sehen, und er war entschlossen, alle Mängel, die er aufdecken würde, nur dem schlechtesten Willen oder der Nachlässigkeit seiner Schutzleute zuzuschreiben.

Er hatte freilich verhältnismäßig wenig Glück. Deshalb mußte er kleine Ungenauigkeiten in der Berichterstattung des Dienstes zu schweren Verbrechen aufbauschen, um überhaupt etwas nach oben berichten zu können.

So großtunkte er, als er endlich einmal einen schweren Fall entdeckt zu haben glaubte. Kam da ein alter Bux zu ihm, brachte den schmierigen Schloßpflaster in der Hand, tollerte ein wenig unruhig mit den Augen, wie einer, der sich nicht recht aus dem Herd herauswagt, und plätschte schließlich los: „Herr Major, ich muß mich beschweren. Da draußen am Hendricks Koppel, da sitzt der Unteroffizier Plenn, und der weiß sich so zu geben, daß man im Hauptquartier glaubt, er wäre der beste von allen Schutzleuten. Da heißt es immer, der Plenn verstände es am besten von allen Konstablern, den Schwarzen Gewehre abzunehmen. Wenn die Leute im Hauptquartier wüßten, wie er das macht, würden sie ihm das Handwert schon legen. Aber ich will mit dem Mund nicht verhehlen. Ich sage nichts weiter.“

Es war offensichtlich, daß der Bux doch nur darauf wartete, nach mehr sagen zu können. Der Inspekteur gab ihm natürlich Gelegenheit dazu: „Mann, reden Sie weiter! Wie macht es der Unteroffizier Plenn?“

„Na, wenn ich dann unbedingt reden muß, Herr Major: Traurig, traurig! Wenn der Plenn einen Schwarzen mit einem Gewehr erwischte, sagt er ihm: „Ich laß Dich laufen, sobald Du mir die Namen von zehn anderen Kassen angibst, die ein Gewehr haben.“ Weistens wirkt das nicht, Herr Major, denn die Schwarzen sind keine Lumpen. Dann sperrt der Unteroffizier den armen Kerl in die Arrestzelle, kocht ein Pfund Pfeffer mit einem Viertelpfund Salz, bringt das dem Kassen und stellt sich mit der Pistole in der Hand neben ihn: „Das wird sofort geschehen!“ Der Schwarze in seiner Todesangst frisst natürlich das Fleisch, denkt, er hat nun ein wenig Ruhe. Aber bald spürt er einen fürchterlichen Durst, und Wasser ist nicht da. Niemand kümmert sich um ihn. Wenn er so einen halben Tag in seiner Zelle gehockt und zum Steinerweichen nach Wasser gestöhnt hat, kommt der Unteroffizier, bringt ihn auf den Hof und bindet ihn mit den Händen an einen Baum

Das letzte Kapitel / Skizze von Marie Reja Dreihann

Paul holte Hella wie gewöhnlich vom Geschäft ab. Sie sah es ihm aber gleich an, er hatte etwas Besonderes. Sie spürte den feinen, fernen Schmerz, der sie überkam, wenn sie daran dachte, daß zwischen ihr und Paul sich alles ändern mußte.

„Es ist endlich so weit, Frau Hella“, begann Paul mit lachendem Gesicht. „Ich habe die Wohnung, Gedy kann kommen.“

Er hörte in seiner Freude gar nicht, was Hella sagte. Ihre dunkle Stimme klang gedämpft; ein Auf der Zustimmung, eine Frage flatterte in sein Gehirn. So viel brachte Hella noch auf. Zusammenhanglos liefen ihr die Gedanken durch den Kopf. Gedy kann kommen — für sie, Hella, war das letzte Kapitel zu Ende. Der Blick ihrer klugen grauen Augen streifte den Mann an ihrer Seite. Sie hatte ihn doch gern gehabt; es war nur gut, daß er es nicht ahnte, wie tief die Liebe war, die sich unter behutsamer Freundschaft verborg. Zwei, drei Jahre war sie älter als er; diesen Altersunterschied hatte sie scherzhaft als Schranke gesetzt, und er hatte es gelten lassen. In kühler Besonnenheit begann sie.

„Es ist das vernünftige, Sie fahren gleich am Samstag zu Gedy hinaus, kommen Sonntag abends mit ihr herein. Sie kann sich alles ansehen, ihre Anordnungen treffen.“ Hella hörte sich endlos weiterreden, Pläne machen, Vorschläge vorbringen in ihrer gelassenen Art. Dabei dachte sie angstvoll: Nur nicht schweigen, nur nicht nicht irgendwie verfallen!

Was ging es sie schließlich an, wenn der kleine Ingenieur Paul Gedywald ein paar Monate früher heiratete, als geplant war? — Es berührte ihn Welt weiter nicht. Sie stand auf festem Boden, hatte sich nach möglicher Ehe in beharrlichem Vorwärtsschreiten in der größten Ruhe und Kunsthandlung der Stadt eine Stellung errungen. Nein, eine Welt, eine nur ihr gehörige Welt erobert, aus der auch Paul sie nicht herausreißen, nein, in der er sie nicht einmal fassen konnte. Er war mit ihren Vorschlägen einverstanden.

Am Samstagmittag kam sie zur Bahn; sie hatte eilen müssen. Der Zug stand schon in der Halle. Paul winkte ihr zu. Er hatte einen bequemen Fensterplatz erobert. Sie reichte ihm ein Paket großformatiger Tagesblätter als Reiselektüre in der Zug.

„Die Blumen für Gedy konnte ich leider nicht kaufen, ich hätte den Zug nicht mehr erreicht.“ „Die hätten die lange Fahrt nicht ausgehalten“, tröstete Paul. „Sie sind ohnehin ganz abgehert.“ Frau Hella?

Er sah ihr in das gedörrte Gesicht. Er hatte noch allerlei kleine Aufträge für sie. Sie fielen ihm dummerweise nicht ein. „Also morgen abends holen Sie uns doch ab, Frau Hella.“ Er konnte ihr gerade noch die Hand fassen, sie ihm zuwenden. Der Zug setzte sich in Bewegung.

Gefangen im Verkehr des großen Bahnhofes, ließ sie sich dem Ausgang zuwenden, fand einen Augenblick nachlässig auf dem großen Platz vor dem Bahnhof. Ein heiser, wider Schmerz lag plötzlich ihr Herz zusammen, als wolle er sie in die Unterwelt ziehen. Da fuhr ihr der „Ruh“, wie sie ihn in Gedanken zu nennen pflegte, davon. Seine wissende Schwelger, gültige Freundin war sie gewesen. Von Wagnissen, Träumen, leidenschaftlichen Verbindungen hatte er ihr erzählt; dafür hatte sie ihn liebgehabt, mit einer tiefen, beharrlichen, genussamen Liebe. — Morgen wieder zur Bahn gehen und ihn abholen? — Das brachte sie doch nicht fertig. Vor einer Stunde noch war es ihr möglich erschienen. Jetzt war ihr die Erkenntnis gekommen. — Sie preßte die Lippen heftig aufeinander. Nur nicht entsetzlich die Stunden verstreichen lassen! Sie erregte tausend Möglichkeiten, quälte sich, bevor ihr das eine einfiel: Rettung aus der Stadt.

Sie rannte durch die Straßen ihrem Geschäft zu. Vielleicht war der Chef noch zu erreichen. Durch die vordere Halle lief sie zum Privatsekretär, sah in dem weiten Klubsaal dem eleganten Mann gegenüber.

Sie kam auf seinen Vorstoß zurück, in die neue Pilske in der mitteldeutschen Stadt einzutreten. Kühle Besonnenheit riefelte durch sie hin, sie war bei der Sache.

Der Posten war anderweitig besetzt — das war noch kein Hindernis. Sie sprach, überzeugte. Der Mann ihr gegenüber beobachtete prüfend das kluge Frauengeheim mit den von dunklen Brauen überwölkten Augen. Diese Frau war eine

fest. Und dann stellt der Lumen ein paar Schritte von dem armen Kassen entfernt einen Eimer Wasser hin. Es ist klar, daß der arme Schwarze vor Durst und Begier halb verrückt wird und alles tut, was man von ihm verlangt. Dann sagt dieser Schinder: „Wenn Du mir die Namen sagst, dann Du trinkst und dann Hause gehen.“ Da ist es ganz klar, daß der Kassen alles verrät.

Der Major kochte vor Eifer und Entrüstung: „Natürlich wird sofort gegen den Mann eingeschritten. Dabei im Hauptquartier wollen wir die Leute ja nicht glauben, daß es solche Skeler unter unseren Konstablern gibt. Ich werde den Kommandeur selbst bitten, und Sie gehen mit uns.“

Der Bux machte ein dämmes Gesicht: „Herr Major, das wird doch nicht nötig sein, daß ich mitgehe. Ich will endlich sein. Ich... ich habe mal mit dem Plenn etwas gehabt, und da wäre es mir nicht angenehm, wenn ich gerade dabei sein müßte. Das sieht doch vielleicht nach Rache aus. Aber es ist keine Rache, nein, Herr Major, nein... nein.“

„Nein, auf Sie als Kronzeugen kann ich nicht verzichten. Sie gehen mit. Also in acht Tagen.“

Eine Woche später wunderte sich der Unteroffizier Plenn, als eine Kavallade in seine Station eintritt. Er meldete und machte dann ein erwartungsvolles Gesicht, als wollte er fragen: „Was habt Ihr alle vor?“

Der Inspekteur gab die Beschuldigung des Buren wieder: „Das also ist gegen Sie vorgebracht worden, Plenn. Was haben Sie dazu zu sagen?“ Der Unteroffizier starrte die Offiziere an. Er wurde einen Augenblick freest. Doch er beherrschte sich: „Doch ich den Herren meine Methode zeigen? Zufällig haben meine schwarzen Konstabler einen Kassen eingekerkert, der ihrer Aufsicht nach ein Gewehr besitzt.“

Nach ein paar Minuten saßen die Offiziere in der Antistube der Station. Der Koffer wurde vorgeführt. Er grinselte und faltete lässig die Hände im Rücken. Der Unteroffizier sah ihn scharf an, machte ein Gesicht, wie ein weißer Richter, holte von einem Wandbrett ein dickes, rotgebundenes Buch her und legte es auf den Tisch.

Dann fragte er scharf: „Wie heißt Du?“ — „Johannes Quaribow.“ — „So“, meinte der Unteroffizier nur, schlug das dicke rote Buch auf, blätterte darin, fuhr mit dem Zeigefinger an den Zeilen herum, stieg und sagte hart, während er den Kassen streng ansah: „Hier im Buch steht, daß Du in Deinem Postort ein Gewehr hast! Wo ist es?“

Der Schwarze starrte einen Augenblick das unheimliche Buch an. Dann sagte er kleinlaut: „Ich hab's in meinem Postort unter der Feuerfelle versteckt.“

„Gut!“, deutete der Offizier nur nach der Tür, und die schwarzen Konstabler verschwanden mit dem Uebelthäter.

Plenn erhob sich. „Das“, stand er stramm und reichte dem Kommandeur den biden roten Band, „ist meine Methode. Meine schwarzen Jungen nennen es das Abtreibung des Teufels.“

Der Kommandeur sah den Titel: Er hielt das längst veraltete Abtreibung irgend einer europäischen Hauptstadt in der Hand.

Er stand auf, „Mann“, schüttelte er dem Unteroffizier die Faust. „Ihre Methode ist gut. Wenn die nächste Sergeantstelle frei wird, sind Sie an der Reihe. Und Sie, Herr Major, werden gegen seinen Freund dort, den Buren, Anzeige wegen falscher Anschuldigung erstatten.“

Der Mann führte die Hand an den Mähenrand. Er machte dabei ein Gesicht, als müßte er zum Bahnhofs.

geschätzte Mitarbeiterin. Hella spürte, die Zusage war ihr gewiß.

Ob sie ihren Urlaub früher haben könne? Sie habe Familienangelegenheiten zu ordnen.

Ein überraschter Blick huschte über die Frau hin. Nach einigem Zögern war alles bewilligt.

Hella eilte nach Hause. Sie packte ihre Sachen, verbrachte den Sonntag mit Ordnen ihrer Wohnung. Einen Reisepfad hatte sie schnell gefast. Der Zug fuhr erst gegen Mitternacht. Es blieb ihr noch Zeit; sie irrte durch die Wohnung, legte ein Buch zum andern, schob ein Bild zurecht, war von müder, trauriger Geschäftigkeit, warf sich plötzlich in einen Sessel und tat in Gedanken den verzweifeltsten Sprung in die Zukunft. Was würde sie sein? Eine Maschine, die leerläuft?

Das letzte Kapitel hatte sie gestern ihr Erlebnis mit Paul Gedywald genannt. Das war es auch. Sie hob die müden Hände vor das Gesicht und sah so lange, bis der Schlag der Standuhr sie mahnte, noch etwas zu tun.

Aus der Ferne klang die Stunde kam ihr der heisse Wunsch, Paul noch einmal zu sehen. Hinter einem Pfeiler ihn fern vorbeigehen sehen. Das durfte sie sich noch gewöhnen. Der erklärte Brief mit der Nachricht von ihrer Verletzung lag unverändert auf dem Schreibtisch.

Das Gedächtnis lag gleich mit auf den Bahnhof nehmen und in der Garderobe hinterlegen.

Die Zeit drängte. Sie konnte sich kaum noch einmal in dem Raum umsehen, den sie sich erlangt hatte. Die Dinge waren ihr so gleichgültig geworden. Sie würde alles Weitere beschriftlich ordnen. Ohne selbst noch einmal in diese Stadt zurückzukehren.

Sie fuhr im Auto zum Bahnhof. Pauls Zug mußte in wenigen Minuten kommen. Sie konnte gerade noch einen günstigen Platz ausfindig machen, von dem sie die Ankommenenden sehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden.

Mit brennenden Augen starrte sie in die Menge der Ankommenenden. Dort stand er auf mit dem Bräutigamslächeln. Er lachte; die blauen Blitze der Wäde funkten über die Gesichtshaut. Hella freute sich. Wo war Gedy?

Er kam allein.

Ein unerklärlicher Zwang trieb sie aus ihrem Versteck. Sie trat ohne Überlegung in das Blickfeld der blauen Augen. Er konnte nicht gleich an sie herankommen. Und sie — der Gedanke an Gedy — ließ sie in ihr auf — aber sie war im Strom der Ankommenenden eine Gefangene. Sie mußte warten. Das Ungeheure geschah. Paul stand plötzlich neben ihr. „Wo ist Gedy?“ fragte sie mit gepreßter Stimme. Ihre Blide suchten.

„Zu Hause.“

Nur glühendes Bräutigamslächeln strahlte über sie hin. Mit glühenden Augen ging sie weiter ihm her. Er fragte: diese dummen, belanglosen Fragen nach kurzem Fernsein. Das hielt sie nicht aus. Ihr Blick brannte plötzlich in dem seinen. „Kaffen Sie uns hier herauskommen, Hella!“

Da wachte sie nicht mehr.

Es blieb noch eine halbe Stunde bis zur Abfahrt ihres Junes. Erleichtert atmete sie auf, als sie endlich drängen konnte. Durch den warmen Juniabend kam er kühler Wind daher.

Sie wollte stehen bleiben und Paul gerade fassen, daß sie nur noch eine halbe Stunde Zeit habe. Da verlaute er sie auch schon in ein Auto, fuhr mit ihr irgendwohin. Sie sah ihn dann an einem Tischchen gegenüber.

Antwort und Verstecken kam an sie heran; eine Erkenntnis blühte auf.

Einen Abend und den halben Tag hatte Paul mit Gedy verbracht, und da hatte ich etwas Seltsames vollzogen. Es war eine fremde Gedy, die da neben Paul herging. Stummend hatte er sie wahrgenommen. Immer weiter waren sie voneinander fortgeritten, bis er die Flucht ergriffen und wieder davongefahren.

Was es denn überhaupt Gedy, die er liebte? Die lange Bahnfahrt hatte ihm aus dem Irrtum herausgeholfen. Unter den blühmächigen Augen Paul Gedywalds sentte Hella den Kopf. Ein unheimlicher Fabel erschuf ihr Herz. Wie war es erfüllt von der übermenschlichen Flamme einer neuen Liebe!

Nache.

Skizze von Otto Mayr-Arnold.

Am moosigen Schindendach der armligen Hütte des Bauhauern Jargler ritz und geritz Sturmwind und peitschte den Regen mit voller Wucht gegen die kleinen Fensterchen. Die gewitterte Atmosphäre entlief sich anheimelnd auch im Innern der Hütte: denn im trüben Halbdunkel der niedrigen Stube tagte, vom Schindelfeld der Wäge hin und wieder umrissen, die hünenhafte Gestalt Jarglers auf, und seine Stimme grollte durch rauschenden Regen und Donnerkrachen seiner Tochter entgegen: „War's vielleicht nicht recht, daß ich ihn 'nauß' worfen hab, den fürnehmlichen Herrn Jäger? Das'ch ich schon lang g'mert, daß er tagsüber oft gleich zweimal kommen ist — und daß er Dir auch gefallen hat. Deshalb hab' ich rechtzeitig an Kiegl vorgeschoben. Wenn wir auch bloß Hunger-leider sind — zum Spott für die Leut und zum Zeitvertreib für an Jäger gib ich mir Todter mit her.“

Stille brüllte in der Stube. Jargler wartete. Das'ch ich schon lang g'mert, daß er tagsüber oft gleich zweimal kommen ist — und daß er Dir auch gefallen hat. Deshalb hab' ich rechtzeitig an Kiegl vorgeschoben. Wenn wir auch bloß Hunger-leider sind — zum Spott für die Leut und zum Zeitvertreib für an Jäger gib ich mir Todter mit her.“

Stille brüllte in der Stube. Jargler wartete. Das'ch ich schon lang g'mert, daß er tagsüber oft gleich zweimal kommen ist — und daß er Dir auch gefallen hat. Deshalb hab' ich rechtzeitig an Kiegl vorgeschoben. Wenn wir auch bloß Hunger-leider sind — zum Spott für die Leut und zum Zeitvertreib für an Jäger gib ich mir Todter mit her.“

Stille brüllte in der Stube. Jargler wartete. Das'ch ich schon lang g'mert, daß er tagsüber oft gleich zweimal kommen ist — und daß er Dir auch gefallen hat. Deshalb hab' ich rechtzeitig an Kiegl vorgeschoben. Wenn wir auch bloß Hunger-leider sind — zum Spott für die Leut und zum Zeitvertreib für an Jäger gib ich mir Todter mit her.“

Stille brüllte in der Stube. Jargler wartete. Das'ch ich schon lang g'mert, daß er tagsüber oft gleich zweimal kommen ist — und daß er Dir auch gefallen hat. Deshalb hab' ich rechtzeitig an Kiegl vorgeschoben. Wenn wir auch bloß Hunger-leider sind — zum Spott für die Leut und zum Zeitvertreib für an Jäger gib ich mir Todter mit her.“

Stille brüllte in der Stube. Jargler wartete. Das'ch ich schon lang g'mert, daß er tagsüber oft gleich zweimal kommen ist — und daß er Dir auch gefallen hat. Deshalb hab' ich rechtzeitig an Kiegl vorgeschoben. Wenn wir auch bloß Hunger-leider sind — zum Spott für die Leut und zum Zeitvertreib für an Jäger gib ich mir Todter mit her.“

Stille brüllte in der Stube. Jargler wartete. Das'ch ich schon lang g'mert, daß er tagsüber oft gleich zweimal kommen ist — und daß er Dir auch gefallen hat. Deshalb hab' ich rechtzeitig an Kiegl vorgeschoben. Wenn wir auch bloß Hunger-leider sind — zum Spott für die Leut und zum Zeitvertreib für an Jäger gib ich mir Todter mit her.“

Stille brüllte in der Stube. Jargler wartete. Das'ch ich schon lang g'mert, daß er tagsüber oft gleich zweimal kommen ist — und daß er Dir auch gefallen hat. Deshalb hab' ich rechtzeitig an Kiegl vorgeschoben. Wenn wir auch bloß Hunger-leider sind — zum Spott für die Leut und zum Zeitvertreib für an Jäger gib ich mir Todter mit her.“

Stille brüllte in der Stube. Jargler wartete. Das'ch ich schon lang g'mert, daß er tagsüber oft gleich zweimal kommen ist — und daß er Dir auch gefallen hat. Deshalb hab' ich rechtzeitig an Kiegl vorgeschoben. Wenn wir auch bloß Hunger-leider sind — zum Spott für die Leut und zum Zeitvertreib für an Jäger gib ich mir Todter mit her.“

Stille brüllte in der Stube. Jargler wartete. Das'ch ich schon lang g'mert, daß er tagsüber oft gleich zweimal kommen ist — und daß er Dir auch gefallen hat. Deshalb hab' ich rechtzeitig an Kiegl vorgeschoben. Wenn wir auch bloß Hunger-leider sind — zum Spott für die Leut und zum Zeitvertreib für an Jäger gib ich mir Todter mit her.“

Stille brüllte in der Stube. Jargler wartete. Das'ch ich schon lang g'mert, daß er tagsüber oft gleich zweimal kommen ist — und daß er Dir auch gefallen hat. Deshalb hab' ich rechtzeitig an Kiegl vorgeschoben. Wenn wir auch bloß Hunger-leider sind — zum Spott für die Leut und zum Zeitvertreib für an Jäger gib ich mir Todter mit her.“

Stille brüllte in der Stube. Jargler wartete. Das'ch ich schon lang g'mert, daß er tagsüber oft gleich zweimal kommen ist — und daß er Dir auch gefallen hat. Deshalb hab' ich rechtzeitig an Kiegl vorgeschoben. Wenn wir auch bloß Hunger-leider sind — zum Spott für die Leut und zum Zeitvertreib für an Jäger gib ich mir Todter mit her.“

Stille brüllte in der Stube. Jargler wartete. Das'ch ich schon lang g'mert, daß er tagsüber oft gleich zweimal kommen ist — und daß er Dir auch gefallen hat. Deshalb hab' ich rechtzeitig an Kiegl vorgeschoben. Wenn wir auch bloß Hunger-leider sind — zum Spott für die Leut und zum Zeitvertreib für an Jäger gib ich mir Todter mit her.“

Zigeunerliebe

Wenn mich auch erdrückt fast das Leid, wenn man mir auch nimmt mein Kind und Weib, laß ich alles fahren, wenn die Geig' zur Hand, schenke ich die Trübsal Scharen fort vom Wolganstrand; ich geige und spiele, ganz eierlei, immer nur spielen, wie schwer es auch sei, spielen mit blutendem Herzen, habe kein Geld und habe kein Gut, doch jauchz' ich und lache und geige mir Mut, und spiele in Not und trotz Schmerzen; — wenn einst auch in später Stunde der Tod an mein Lager tritt, wenn auch hohl durch die bange Kunde sein Ruf erschallt: „Komm mit!“ erst streich ich meine Fiedel, daß schwer und dumpf es klingt, und spiele Lied auf Liedel, bis jede Saite springt — dann will ich langsam gehen weit über's große Meer, wo keiner mich kann sehen, kann doch nicht geigen mehr.

Walter

der Tochter vermochte der Bauer nicht standzuhalten. Deshalb verhängte er sich hinter postenden Bäumen. Das willst? Für Dich hab ich's tan! Das Glend mit länger mehr mit anseh'n können. In der Not ist sich jeder selber der Nächste.“

„Und hast nicht denkt dabei, Vater?“

„Denn einer mir mehr, wenn's ums Leben von sei'm Lieben geht. Die einen haben alles, Geld und Arbeit, und die anderen können verhungern!“

Jornig durchmaß er die Stube. Der Tochter Schweigen reizte ihn noch mehr. Seine Faust fiel schwer auf den Tisch. „Und wenn's schon ein Unrecht ist, was ich getan hab', so will ich's allein tragen.“

„Dir geh'st doch beide zugrund' dran, Vater.“

„Red' nie! Das'ch ich nicht hören und g'hört.“

„Jah verfluchte er. Kaffische. Ueber Marias Gesicht zuckte Schreden: Hundgebell! Ihre Blide trauten sich schundenlang verfluchen. Jargler jerrte den Bod unter der Bank hervor. Da wurde die Türe aufgerissen. Der Jaggehilfe, den gerendenden Hund an der Leine, erschien im Türschwalm. Eine hübschige Lade schloß auf.

„Ah, da schau her! Ist der Jargler gar unter die Wildschützen g'gangen. Hät' mir's nie träumen lassen, wo er doch's Recht und Unrecht alleit mit der Goldwaag' ab'handelt hat.“

„Der Kasser Epp!“ entfuhr es Maria unwillkürlich. Nun kam das Ende. Mit dem Jaggehilfen hatte der Vater vor kurzem erit einen Rechtsstreit um den einzigen Kartoffelacker am Hang geführt.

„Ja, der Kasser Epp ist da und handelt jetzt auch nach dem Recht wie er's kennt. Der Bod ist Dir wohl durch's Fenster 'n'flogen, Lump!“

„Tut, was Ihr wollt; aber beschimpfen laß' ich mich nit von so einem wie Ihr seid. Der Bod ist...“

„Halt's Maul!“ schnitt ihm der Jaggehilfe grob das Wort ab. „Der Bod ist g'stohlen, und Dich seht ihr hinter Schloß und Riegel; dann wird der Kartoffelacker doch wohl noch...“

Da schrie Maria auf. Sie glaubte, ein Gesicht an die Scheiben gepreßt gesehen zu haben. Schon schlug der Hund an. Der Jaggehilfe griff zur Waffe und sagte: „Wer da?“

„So, Ihr seid es, Kasser!“, rief eine Stimme.

„Toni!“ rief ein Erlosungsschrei aus Marias Kehle. Die kerrige Gestalt eines Jägers schoß sich durch den Türschwalm. Mit einem Blick erfasste er die Lage. „Habt Ihr den Bod schon heimgetragen, Jargler? Ah, da liegt er ja. Nun, von hier aus kann ich ihn schon selber nach Haus tragen. Der Regen hat aufgehört.“

Der Jaggehilfe kniff mißtrauisch die Augen zusammen. „Aber — den Bod hat doch...?“

Der Jäger schüttelte den Kopf: „Den Bod hat mir der Jargler heimgetragen, während ich noch den Grenzwechsel abgegangen bin. Dort wird wieder gewillert. Ihr könnt Euren Neugierig ruhig fortsetzen, Kasser.“

Ein müderer Blick — der Jaggehilfe verschwand. Maria mußte sich plötzlich am Tische festhalten. Schwäche drohte sie zu übermannen. Jargler aber sah stumm auf der Ofenbank, das ergrante Haupt in die Hände gestützt.

Des Jägers Blick hing an Marias bebender Gestalt. „Jargler! Dies war meine Rache, weil Ihr mir heute die Türe geöffnet habt. Da wir beide aber Maria lieben, so wäre es das beste, Ihr jöget zu mir ins Tal. Mein Haus ist groß und hat Platz für drei und noch mehr Leut.“ Wollt Ihr Jargler?“

Der Alte richtete sich empor. Sah dem Jäger prüfend in die Augen. Dann umspannte er wortlos dessen Rechte mit seinen schwieligen Klauen.

Die Sandförmner.

Ein Gleichnis von P. S. Hermann.

In einem Flußufer lag eine Menge von kleinen Sandförmnern. Der Fluß hatte sie von weither mitgebracht. Jetzt lagen sie, von der Sonne beschienen, am Ufer, trockner und schon warm.

Nach ihrer langen Wanderfahrt im Fluß wollten sie nun endlich ihre wohlverdiente Ruhe haben. Und es sprach eins von ihnen: „Wir Einzelförmner sind als Teile einer großen Gemeinschaft alle gleich berechtigt. Denn abgesehen von deren geringfügigen Umständen, daß einige von uns etwas größer und schwerer sind als andere, sind wir doch alle einander gleich. Und diese unsere Gleichheit, meine sehr verehrten Sandförmner, wird uns ein gerechtes, ruhiges Dasein verbürgen. Wenn wir uns nun von dieser Grundlage der Gleichheit aus vernünftig weiter überlegen, so können wir mit aller Gewißheit...“

Seine Rede wäre sicherlich noch weiter geflossen. Doch da kam eine große Welle, und die spülte alle leichten Körner wieder in den Fluß.

Massentaufe in einer Familie.

Der kleine bretonische Ort Brestoncelles war kürzlich der Schauplatz einer reichlich ungewöhnlichen Feier. In Frankreich wird die Taufe oft spät vollzogen, und so kommt es nicht selten vor, daß der Täufling an der Hand seiner Mutter selbst zur Kirche gehen kann. Das Ehepaar Meunier hatte nun vor, es bei seinen Kindern ebenso zu halten. Aber als das erste Kind das „tauffähige“ Alter erreichte, war schon das zweite im Annarich, und so wurde die Handlung verschoben, weil die Eltern beide Erpflingung gleichzeitig taufen lassen wollten. Nun hatten aber weder Mann noch Frau damit gerechnet, daß ihnen ein nicht nur für französische Verhältnisse ganz ungewöhnlicher Kinderlegen beschert werden sollte. Jedes Jahr brachte hübschlich im vierten Erpfling der Familie Meunier, bis es im ganzen vierzehn waren. Kein einziges hatte die Taufe empfangen. Allmählich begann die braven Eltern darob das Gewissen zu quälen, und schließlich entschlossen sie sich — ganz ohne Rücksicht auf allen vielleicht noch zu erwartenden Segen — die Taufe an allen Kindern vollziehen zu lassen. Die Zeremonie wurde zu einem wahren Volksfest. Das halbe Dorf mußte Bate sehen, wenn die Zahl anstehen sollte, und der Bürgermeister selbst brachte auf öffentlichem Plage ein begeistertes aufmerksames Hoch auf die braven Eltern aus, die sich ihrer Pflicht dem französischen Vaterland und der Kirche gegenüber so sehr bewußt waren. Im nächsten Jahr wird Brestoncelles wahrscheinlich der Schauplatz einer Massentaufe im Hause Meunier sein.